

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

3/2024



Interreligiöser Dialog

Persönliche Erfahrungen von Juden, Christen und Muslimen

SCHWERPUNKT: INTERRELIGIÖSER DIALOG

- 2 **Gemeinsam an der Hoffnung festhalten**
Besinnung
- 4 **Als wollte man den Mount Everest ohne Training besteigen**
Über interreligiösen Dialog in Kriegszeiten
- 6 **Die Würde der anders Glaubenden schützen**
Über die Pflicht zum Dialog und zum Schutz der Religionsfreiheit
- 9 **Gegen Vorurteile und für gegenseitigen Respekt**
Zu den jüdisch-muslimischen Beziehungen im Nahen Osten
- 12 **Unser „Amen“ auf dieselben Psalmen**
Wenn man sich in jüdisch-christlicher Begegnung geerdet fühlt
- 14 **Ich bin dankbar für den Islam**
Persönliche Erfahrungen in der Begegnung mit Muslimen
- 16 **Wie ich meine „Ummah“ fand**
Wenn der Dialog zum Leuchtturm der Hoffnung wird
- 18 **Mit Herz, Verstand und interreligiöser Kompetenz**
Das Wasatia-Graduiertenkolleg in Flensburg setzt auf Dialog

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

- 21 **„Hier wird die Liebe Gottes an alle weitergegeben“**
Interview mit der neuen Direktorin der Johann-Ludwig-Schneller-Schule
- 24 **Eine Ära geht zu Ende**
George Haddad übergibt ein gut bestelltes Haus
- 26 **„Es ist eine Ehre, Menschen in ihrer Not zu helfen“**
Uni-Besuch mit einem ehemaligen Schneller-Schüler
- 28 **Eine Hochschule in allen Krisen auf Kurs halten**
Wechsel in der Leitung der NEST in Beirut
- 32 **Einladung zur Mitgliederversammlung am 17.11.24**
Evangelische Johanneskirche in Karlsruhe-Ettlingen

SERVICE

- 29 **Buchbesprechungen**
- 33 **Leserbrief, Nachruf, Korrekturen, Impressum**

Titelbild: Mannschaftsbild nach einem siegreichen Fußballspiel an der Theodor-Schneller-Schule in Amman. Foto: EMS/Buck
Rücktitel: Im Schulunterricht an der Theodor-Schneller-Schule in Amman. Foto: EMS/Buck

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Kein Friede unter den Nationen ohne Frieden zwischen den Religionen.“ Wie oft ist dieser Satz des katholischen Theologen und Gründers des Projekts Weltethos, Hans Küng, schon zitiert worden?! Niemand würde ihm widersprechen. Doch wie geht das konkret mit dem Frieden zwischen den Religionen?



Auf dem Hintergrund der scheinbar unendlichen Konflikte im Nahen Osten haben wir diese Frage jüdischen, muslimischen und christlichen Menschen gestellt, die sich im interreligiösen Dialog engagieren, und sie um eine möglichst persönliche Antwort gebeten. Wir haben beeindruckende Beiträge bekommen, in denen deutlich wird, wie sehr der interreligiöse Dialog von Menschen abhängt, die ihn führen wollen, sich herausfordern lassen und trotz Enttäuschungen an der Idee festhalten, dass vor Gott alle Menschen gleich sind.

Sarah Bernstein aus Jerusalem berichtet von der Arbeit des Rossing-Centers für interreligiösen Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen. *Yisca Harani* begründet, warum sie sich als Jüdin für die Religionsfreiheit der Christen im Heiligen Land einsetzt. *Rabbi David Rosen* berichtet von den erstaunlichen Entwicklungen, die es im Gespräch zwischen Juden und Muslimen gibt. *Nihal Missaoui* lässt uns an ihrer Begeisterung für das interreligiöse Miteinander teilhaben. Und *Zeina Barakat* stellt ein Studienprogramm an der Uni Flensburg vor, in dem Juden, Christen und Muslime gemeinsam forschen. Auch mein Kollege *Uwe Gräbe* und ich schreiben über unsere persönlichen Erfahrungen in der Begegnung mit dem Judentum bzw. dem Islam.

Ein Schneller-Magazin wäre unvollständig ohne Nachrichten aus den Schneller-Schulen. *Lisa Schnotz* stellt einen ehemaligen Schneller-Schüler vor, der jetzt an einer renommierten Universität in Jordanien studiert. Wir begrüßen außerdem *Odette Haddad Makhoul* als neue Direktorin der Johann-Ludwig-Schneller-Schule und verabschieden *Georges Haddad* in den mehr als wohlverdienten Ruhestand. Auch an der Near-East-School of Theology in Beirut hat es einen Stabwechsel gegeben. *Martin Accad* folgt als Präsident auf *Georges Sabra*, der Jahrzehnte an der NEST tätig war.

Dass Sie in diesem Heft viel anregende Lektüre finden, wünscht sich zusammen mit dem ganzen Redaktionsteam Ihre

Katja Dorothea Buck

Gemeinsam an der Hoffnung festhalten

Woran glauben die Menschen?“ wird in Umfragen gefragt und – wenig überraschend – festgestellt, dass sich der Glaube der Menschen im deutschen Kontext nicht mehr in den Dogmen der Bekenntnisschriften ausdrückt. Aber wie wäre es, wenn wir fragten: „Worauf hoffen die Menschen?“ In welchen Bildern drückt sich Hoffnung aus? Und was ändert unser Hoffen schon jetzt? Der Monatsspruch für November zeichnet ein Hoffnungsbild vor Augen: Himmel, Erde, Gerechtigkeit – aber in neuem Licht. Im Licht von Gottes Verheißung.

Wenn ich zurückdenke, dann ist dies eines der biblischen Hoffnungsbilder, das mich seit meiner Zeit als Konfirmandin begleitet: Ein Bild für den Glauben, der einen neuen Horizont öffnet. Für die Hoffnung, die Trauer und Tränen durchsteht. Für die Liebe, die alles verändert.

Ein Bild, das mich im Studium die Verheißungen der Propheten in der hebräischen Bibel hat entdecken lassen, ganz besonders bei Jesaja. Er führt den neuen Himmel und die neue Erde vor Augen, wo das Klagen verstummt ist, und Lachen erklingt (Jes 65,17ff.). Ein Bild, das Halt geben kann, wenn die Ohnmacht übermächtig zu werden droht.

Freilich – auch Hoffnung kann man nicht einfach festschreiben. Und verordnen kann man sie schon gar nicht. Sie bleibt unverfügbar. Es gibt Momente und Lebensschicksale, da geht sie verloren. Da erreicht sie die Menschen nicht mehr. Und da kann ich sie auch nicht ‚hinpredigen‘.

Natürlich frage ich mich angesichts der immer neuen Eskalation von Gewalt und Krieg, wer Hoffnung festhalten kann. Ich kann es für andere nicht sagen, schon gar nicht für die Geschwister im Mittleren Osten. Aber vielleicht geht es gemeinsam: Die Hoffnung festhalten.

*Wir warten aber auf
einen neuen Him-
mel und auf eine neue
Erde nach seiner
Verheißung, in denen
Gerechtigkeit wohnt.*

2. Petrus 3,13
(Monatsspruch für November 2024)

So wie damals als der 2. Petrusbrief entstand. Die „Gründer-Generation“ der ersten Gemeinden war verstorben. Und Gegner fragten herausfordernd, wo sie denn bleibe, die erhoffte Wiederkunft Christi? Da richtet sich der Petrusbrief an alle, „denen es gegeben ist, ebenso fest Vertrauen zu fassen wie wir und ebenso beharrlich an der Gerechtigkeit festzuhalten, die von unserem Gott kommt und von unserem Retter Jesus Christus.“ (2. Petr.1,1).

Weitergedacht könnte das auch heißen: Wir halten gemeinsam an der Hoffnung fest. Vielleicht nicht immer alle gleichzeitig, sondern manchmal auch stellvertretend füreinander, ich für andere, die das gerade nicht können, und umgekehrt. Und auch wenn der Petrusbrief mit Unheilsdrohungen gegenüber den falschen Propheten nicht spart, so deutet er doch das Weiterbestehen der Welt als Zeichen für Gottes Geduld. Es ist nicht eine Verzögerung, nicht eine Verneinung der Verheißung: „Vielmehr wartet Gott geduldig auf euch: kein Mensch soll zu Grunde gehen, sondern alle sollen den Schritt wagen und Buße tun.“ (2. Petr. 3,9). Wir sind also aufgerufen, dieser Verheißung, dem neuen Himmel und der neuen Erde, ‚entgegenzuleben‘.

Das hat Folgen für meinen Blick auf die Welt, für meinen Glaubenshorizont, für mein Tun. Und so ist für mich das Hoffnungsbild vom neuen Himmel und der neuen Erde auch tief verbunden mit meinem Weg in der weltweiten Ökumene. Dass es trägt, wenn wir gemeinsam hoffen über alle Grenzen hinweg, das habe ich vor allem in der Ökumene erfahren.

In der Begegnung mit Menschen aus anderen Kontexten, Kirchen und Glaubensstraditionen, da erlebe ich, dass ein Zipfel dieser Hoffnung sichtbar wird, konkret, fassbar: Wenn Menschen in der EMS-Gemeinschaft ihre Geschichten und Kämpfe teilen und wenn dann im Gottesdienst Klage und Lob vielstimmig und vielsprachig erklingen. Wenn wir Anteil nehmen aneinander, wirklich zuhören, Unterschiede aushalten. Wenn eine

Teilnehmerin nach einer Partnerschaftsreise sagt: Ich habe begriffen, dass wir in Deutschland nicht der Nabel der Welt sind. Wenn Menschen schreiben: Wir können gar nicht oft genug sagen, wie wichtig eure Gebete vom andern Ende der Welt für uns sind. Dann hoffen wir gemeinsam und dann deutet sich an, wie sie sein könnten, der neue Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.

Kurt Marti drückt es so aus und bringt das auf den Punkt, was Umfragen nicht zu fassen bekommen:

Der Himmel, der ist, ist nicht der Himmel, der kommt, wenn einst Himmel und Erde vergehen.

Der Himmel, der kommt, das ist der kommende Herr, wenn die Herren der Erde gegangen.

Der Himmel, der kommt, das ist die Welt ohne Leid, wo Gewalttat und Elend besiegt sind.

Der Himmel, der kommt, das ist die fröhliche Stadt und der Gott mit dem Antlitz des Menschen.

Der Himmel, der kommt, grüßt schon die Erde, die ist, wenn die Liebe das Leben verändert. (EG 153)

Pfarrerin Anne Heitmann ist Kirchenrätin der Badischen Landeskirche und leitet die Abteilung Ökumene und Kirche weltweit. Sie ist außerdem Vize-Präsidentin der Evangelischen Mission in Solidarität.

Als wollte man den Mount Everest ohne Training besteigen

Über interreligiösen Dialog in Kriegszeiten

Oft sagen wir leichtfertig: „Wähle das Leben“. Aber „das Leben wählen“ bedeutet, sich für das Leben zu entscheiden, auch wenn es schwierig und schmerzhaft wird, auch wenn wir Zugeständnisse machen müssen. Ich habe bisher immer gedacht, dass das eigentlich einfach ist. Dieser Krieg hat mir aber gezeigt, was es wirklich bedeutet. Es ist das grundlegendste Gebot, dass wir das Leben wählen – dass wir aufhören, uns gegenseitig zu töten.

Zwölf Millionen Menschen leben zwischen dem Fluss und dem Meer. Keiner kann irgendwo anders hingehen. Wir müssen einen Weg finden, wie wir miteinander leben. Ich halte diese Vielfalt für bereichernd und positiv. Diese unglaublich

wenn es schwer und schmerzhaft wird – dann ist man auf schwere Zeiten vorbereitet und kann es schaffen.

Meine erste wirkliche Dialog-Erfahrung machte ich in einer Frauengruppe, die ich im Jahr 2000 gründete. In gemischten Dialoggruppen fanden ich und andere Frauen nicht das, wonach wir suchten. Männer wollten diskutieren, Frauen aber wollten miteinander ins Gespräch kommen, Beziehungen aufbauen. Frauen wollten den Dialog, und dabei standen die Männer ihnen im Weg. Also rief ich ein Frauen-Dialogprogramm ins Leben. Es überdauerte die zweiten Intifada, und trotz aller Gewalt besuchten wir uns gegenseitig in den jeweiligen Vierteln.

Ich habe Leben und Tod, Segen und Fluch

Wähle das Leben, damit du und deine I

che Vielfalt an Religionen, Kulturen und Identitäten hier ist ein Segen. Wir müssen sie feiern und nicht uns wegen ihr gegenseitig umbringen.

Deswegen brauchen wir den Dialog. Das ist leichter gesagt als getan. Denn den Dialog während eines Krieges zu führen, ist, wie wenn man den Mount Everest ohne Training besteigen wollte. Das geht ohne Erfahrung und Vorbereitung nicht. Aber wenn Sie an Ihrer Ausdauer arbeiten, Ihre Muskeln aufbauen, oder anders gesagt: Wenn Sie lernen zuzuhören, auch

Eine der bewegendsten und bedeutendsten Begegnungen, die wir hatten, betraf Jerusalem und die Zukunft der Stadt. Ich war überrascht, dass wirklich alle Jerusalem mit den anderen teilen wollten. Niemand wollte die Stadt in Stücke teilen oder sie ganz für sich allein haben. Jede verstand, dass Jerusalem nur mit anderen geteilt werden kann. Das ist bis heute eine Quelle der Inspiration für mich. Denn darum geht es: lernen, mit anderen zu teilen.

Es gab auch schwierige Momente. Es ist immer schmerzhaft, schmerzhaft Wahr-

können wir zusammenarbeiten. Und das tun wir auch.

heiten zu hören, auch für mich. Man regt sich auf, fühlt sich beleidigt. Dann muss es aber möglich sein, dass man sagen kann, warum man verletzt ist, oder was man schwierig findet. Und dann können wir darüber reden. Wenn wir nicht bereit sind, uns verletzen oder auch beleidigen zu lassen, werden wir nicht weiterkommen. Dann können wir kein echtes Gespräch führen. Ich glaube aber an echte Gespräche.

Wir alle hören gerne, worin wir übereinstimmen. Tja, Pech gehabt. Das ist nicht immer möglich. Wir müssen uns auch Dinge anhören, mit denen wir überhaupt nicht einverstanden sind. Aber Zuhören hat noch keinen umgebracht. Ich

Der Bibelvers, der mir in meiner Arbeit am häufigsten in den Sinn kommt, stammt aus Psalm 85. Grob übersetzt heißt er: „Chesed und Wahrheit treffen sich, Gerechtigkeit und Frieden küssen sich.“ *Chesed* kann mit liebender Güte, Gnade und Mitgefühl übersetzt werden. Die Wahrheit allein kann hart sein, deshalb muss sie mit *Chesed* gepaart werden. Und Gerechtigkeit und Frieden gehören zusammen, weil Frieden von Natur aus Gerechtigkeit einschließt. Die Abwesenheit von Gewalt ist noch kein Frieden, und fehlt Gerechtigkeit, wird Gewalt nicht lange auf sich warten lassen.

Während dieses Krieges ist mein Leben davon geprägt, den Schmerz der Palästinenser und der Israelis zu tragen, *Chesed* und Wahrheit zusammenzuhalten, genauso wie Gerechtigkeit und Frieden.

ich vor dich gestellt.

Nachkommen leben werden. (5. Mose 30,19)

kann jemandem zuhören, der etwas sagt, mit dem ich nicht übereinstimme. Das bedeutet aber noch lange nicht, dass ich aufhören muss, mit ihm zu reden.

Nicht jeder im Rossing Center ist mit allen einer Meinung. Das ist in Ordnung. Hauptsache wir sind uns in unserer Vision einig: Jede und jeder muss die gleichen Rechte haben, die Staatsbürgerschaft eines Landes besitzen und in diesem Land als gleichberechtigter Bürger oder Bürgerin behandelt werden. Solange wir uns in diesem Punkt einig sind,

Hoffnung gibt mir, dass uns dies im Rossing Center gelingt. Dann kann es auch woanders gelingen. Wir sind der Mikrokosmos dessen, was wir für alle anderen schaffen wollen. In gewisser Weise habe ich Glück: Ich kann es dort leben, wo alle anderen es nicht tun. Gemeinsam wählen wir das Leben.

Dr. Sarah Bernstein ist Geschäftsführerin der interreligiösen Friedensorganisation „The Rossing Center for Education and Dialogue“, die 2006 in Jerusalem gegründet wurde. <https://rossingcenter.org>

Die Würde der anders Glaubenden schützen

Über die Pflicht zum Dialog und zum Schutz der Religionsfreiheit

Seit 30 Jahren engagiert sich die jüdische Israelin Yisca Harani im interreligiösen Dialog und hat zahlreiche Begegnungen zwischen Juden und Christen organisiert. Mittlerweile steht der Einsatz für die Religionsfreiheit der christlichen Minderheit in Israel bei ihr im Vordergrund.

Aufgewachsen bin ich in einer strenggläubigen jüdischen Familie, die viele freundschaftliche Beziehungen zu nichtjüdischen Menschen in Israel und im Ausland pflegte. Das hat meine Sicht auf das Leben sehr geprägt. Es war und ist für mich selbstverständlich, dass wir Menschen unabhängig von unserem Glauben eine Einheit bilden, und dass Jerusalem, wo ich aufgewachsen bin, sowie Israel von Natur aus Lebensräume für viele Religionen sind.

Als junge Frau beschloss ich, Religionen zu studieren. Ich wollte mich auf diejenigen konzentrieren, mit denen ich weniger vertraut war – insbesondere auf das Christentum. Bereits als Studentin habe ich versucht, mein Wissen über andere Religionen an andere weiterzugeben: Ich war Fremdenführerin für jüdische Israelis an nichtjüdischen Stätten und bei nichtjüdischen Gemeinschaften. Das kann man vielleicht noch nicht als „interreligiöse“ Begegnung bezeichnen. Es war für mich aber aufregend zu versuchen, „die Anderen“ zu verstehen und dies anderen verständlich zu machen. Dabei wurde mir bewusst, wie schwierig es für israelische



Juden ist, bei diesem Thema „akademisch objektiv“ zu sein oder die Dinge nur zu beobachten. Bei den einen stieß ich auf Faszination und Erstaunen, bei den anderen auf Abneigung und Ablehnung.

Es dauerte nicht lange, bis meine paradiesische Kindheitsvorstellung von der „Einheit aller Gläubigen“ enttäuscht wurde: Neben runden Tischen und interreligiösen Begegnungen erlebte ich auch Feindseligkeit, Reibungen und Konflikte. Säkulare Juden und progressive Gläubige wussten nur wenig, waren aber äußerst neugierig auf das Christentum. Religiöse Juden wiederum waren im Allgemeinen negativ eingestellt und verärgert, während die „Hardcore-Orthodoxen“ sich schlicht weigerten, sich mit dem Thema überhaupt zu befassen.

Trotz dieser unterschiedlichen Reaktionen wollte ich Räume zur Interaktion schaffen: Ich lud Christinnen und Christen in jüdische Häuser ein, insbesondere an Festtagen, initiierte mehrjährige Programme für jüdische, christliche und muslimische Schülerinnen und Schüler, lud christliche Referentinnen und Referenten in verschiedene Studienforen ein, damit sie über ihren Glauben und ihre Traditionen sprechen, organisierte Besuche von Klöstern, heiligen Stätten und karitativen Einrichtungen der Kirche. Ich hatte den sehnlichen Wunsch, eine Religion zu unterrichten, mit der ich viel gemeinsam hatte, von der mich aber auch viel trennte.

Meine Erfahrung ist, dass die Vertiefung des Wissens über eine andere Religion die eigene religiöse Identität formt und schärft. Indem ich jüdische Menschen über das Christentum unterrichtete, wurde ich jüdischer, auch wenn es manchmal herausfordernd war, den jüdischen Verdacht sowie die christliche Enttäuschung zu zerstreuen, dass ich nicht zum Christentum konvertiert war.

Ich habe mein ganzes Leben lang in Israel gelebt und miterlebt, wie rasch die verschiedenen jüdisch-orthodoxen Gesellschaften gewachsen sind. Die Umstände, die dazu geführt haben, sind hier nicht mein Thema. Es geht um das Ergebnis! In den letzten 20 Jahren haben die religiösen israelischen Gemeinden, die Christen nie begegnet sind (außer in der historischen Erinnerung), die historischen Ressentiments beibehalten. Einige wenige lassen aus ihrer feindlichen Haltung Taten werden, die allerdings von der israelischen Gesellschaft und den Behörden ignoriert

oder übersehen wurden. Belästigungen wie Hass-Graffiti, verbale Beleidigungen, Anspucken, Vandalismus usw. werden gerne als „schlechte Äpfel“ abgetan.

Doch es sind keine Randerscheinungen mehr. Mit der steigenden Zahl christlicher Pilgerinnen und Pilger und der ständig wachsenden Zahl orthodoxer Jüdinnen und Juden, die Jerusalem (und andere Stätten) besuchen, steigt auch die Zahl der Vorfälle. Einige wurden von Überwachungskameras aufgezeichnet und führten zu weltweiter Empörung.

Zu diesem Zeitpunkt verlagerte ich meine Energie vom interreligiösen Engagement auf das, was mir noch notwendiger erschien: der Kampf gegen genau dieses Phänomen. Seit 2013 habe ich mehrere Aktionen im Zusammenhang mit einem geschändeten protestantischen Friedhof in Jerusalem organisiert. Bis heute gibt es eine Gruppe Freiwilliger, die christliche Prozessionen begleiten, um

Yisca Harari



Unübersehbar:
In Warnwesten
begleiten jüdische
Freiwillige christliche
Prozessionen.

sie vor Übergriffen zu schützen. Im Juni 2023 organisierte ich zusammen mit drei israelischen Universitäten eine Konferenz über das Phänomen des Bespuckens von Kreuzen und christlichen Würdenträgern. Die Konferenz wurde von den Behörden verurteilt und dann ignoriert, geriet dadurch aber in die Schlagzeilen. Mehr als hundert christliche Gläubige nahmen teil.

Während dieser Konferenz habe ich das Religious Freedom Data Center (RFDC) ins Leben gerufen, um antichristliche Aktionen zu dokumentieren. Das Zentrum sammelt Daten über eine Telefonhotline und über Freiwillige, die einzelnen christlichen Einrichtungen in Israel zugeteilt sind. Wöchentliche Kontakte mit ihnen

RFDC wie erstarrt. Der Tourismus kam völlig zum Erliegen, Israelis verließen kaum noch ihre Häuser, und Christen zögerten, uns zu kontaktieren. Wir meldeten uns bei ihnen und erklärten, dass wir trotz der düsteren Zeiten, die die Region durchlebt, weiterhin an unseren Zielen festhalten wollen. Wir sind weiterhin entschlossen, jeder Verletzung der religiösen Würde nachzugehen.

Selbst unter den schrecklichen Umständen des Krieges, wenn freiwilliges Engagement in so vielen Bereichen benötigt wird und ich meine Zeit gut einteilen muss, darf der Schutz der Religionsfreiheit und -würde nicht gefährdet werden. Das ist meine Pflicht als Jüdin. Und mit der Zeit werde ich sicher auch den interreligiösen Dialog und die Begegnungsarbeit wieder aufnehmen.

Yisca Harani



Yisca Harani

Yisca Harani begrüßt eine Nonne in einer der Gassen der Jerusalemer Altstadt.

liefern die Daten. Das Zentrum veröffentlicht monatliche Berichte und reicht Beschwerden bei der Polizei und anderen Behörden ein. Es steht in keiner Verbindung zu einer staatlichen Einrichtung oder einem politischen Gremium und wird ausschließlich von Privatleuten finanziert.

Am 7. Oktober wurde unsere Welt auf den Kopf gestellt und der Krieg in Gaza begann. Einen Monat lang waren wir im

Das Informationszentrum für Religionsfreiheit

„The Religious Freedom Data Center“ (RFDC) sammelt seit Juni 2023 Informationen zu Übergriffen auf Christen und christliche Symbolik in Israel. Bei einer Hotline können sich alle melden, die Zeugen oder selbst Opfer eines solchen Übergriffs geworden sind.

Mit der Sammlung dieser Daten will das RFDC die israelischen Behörden und die Bevölkerung sensibilisieren für die Situation und die Verletzungen der Religionsfreiheit der christlichen Minderheit, die in Israel etwa zwei Prozent der Bevölkerung beträgt. Die Berichte werden auf der Website des Zentrums regelmäßig veröffentlicht.

www.report-hotline-jlm.co.il

Gegen Vorurteile und für gegenseitigen Respekt

Zu den jüdisch-muslimischen Beziehungen im Nahen Osten

Der Nahostkonflikt zeichnet zwar ein anderes Bild. Doch zwischen Judentum und Islam hat es auf internationaler Ebene in den vergangenen Jahren erstaunliche Entwicklungen gegeben, weiß Rabbi David Rosen zu berichten, der bei vielen Meilensteinen in diesem Prozess persönlich dabei war.

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts hat sich das jüdisch-christliche Verhältnis dramatisch zum Positiven verändert. Antisemitische Vorstellungen, die während des größten Teils der christlichen Geschichte vorherrschten – wie zum Beispiel, dass die Juden von Gott verworfen seien, dass sie mit dem Teufel im Bunde stünden, dass sie eine Verschwörung des Bösen seien, dass sie die Brunnen vergiften und unschuldige Kinder ermorden würden – werden nicht nur energisch zurückgewiesen. Den meisten jungen Christen sind sie heute meistens gar nicht mehr bekannt.

Ein historisches Paradoxon ist dagegen, dass genau diese Vorstellungen im letzten Jahrhundert in einer religiösen Kultur Verbreitung gefunden haben, in der sie zuvor weitgehend fremd waren – nämlich in der muslimischen Welt. Dies hängt in erster Linie mit dem politischen Konflikt im Heiligen Land zusammen, der zwar ein territorialer Konflikt um Nationalität ist, an dem aber auch Völker beteiligt sind, deren Identitäten tief in einem religiösen Ethos und einer religiösen Geschichte verwurzelt sind.

In jüngster Zeit werden religiöse Bindungen zunehmend dazu benutzt, die An-

sprüche der einen Seite zu untermauern und die der anderen Seite zu verunglimpfen. Infolgedessen ist der israelisch-palästinensische Konflikt „religiöser“ geworden, was in dem jüngsten tragischen Krieg zwischen der Hamas und Israel besonders deutlich geworden ist. Dieser Trend ist äußerst gefährlich und droht, uns alle in der Region und vielleicht sogar darüber hinaus in einen immer größeren Kreislauf von Blutvergießen und Leid zu verwickeln.

Trotz alledem hat es in jüngster Zeit positive Entwicklungen in den muslimisch-jüdischen Beziehungen gegeben, die Hoffnung machen. Einige arabische Länder – allen voran Marokko – engagieren sich bereits seit vielen Jahren in diesem Bereich. Doch auch schon vor dem Abraham-Abkommen von 2020 hat in der Führung der arabischen Welt ein deutlicher Orientierungswandel stattgefunden. Man hat begriffen, dass antisemitische Propaganda nicht wirklich den eigenen Interessen dient, weder intern noch auf internationaler Ebene.

Der frühere König von Saudi-Arabien, Abdullah Ibn Abdulaziz, versammelte 2008 Vertreter aus der gesamten muslimischen Welt, damit sie seine Initiative zur Förderung des weltweiten interreligiösen Dialogs und der Zusammenarbeit unterstützen. Im Anschluss daran fand in Madrid die erste von Saudi-Arabien initiierte multireligiöse Konferenz statt. König Abdullah und der spanische König Juan Carlos hatten sie gemeinsam ausgerichtet. Ich gehörte zu den geladenen Rabbinern. ►

Es folgte eine Veranstaltung bei den Vereinten Nationen, zu der König Abdullah sowohl religiöse Führer als auch Staatsoberhäupter, darunter Shimon Peres, einlud. Zwei Jahre später wurde das König-Abdullah-International Center for Interreligious and Intercultural Dialogue (KAICIID) gemeinsam von den Regierungen von Saudi-Arabien, Spanien und Österreich mit Unterstützung des Heiligen Stuhls gegründet. Ich bin jüdisches Mitglied des Gründungsvorstands.

Die Programme, die KAICIID seither initiiert und durchgeführt hat, sind beeindruckend. Für mich persönlich ist aber der größte Gewinn, dass ich mit religiösen (und auch politischen) Führern aus Saudi-Arabien in Kontakt komme, die ich sonst nicht persönlich treffen würde. Das hilft, lang gehegte Missverständnisse und negative Vorurteile zu überwinden.

Der jetzige König Salman und Kronprinz Mohammed unterstützen dieses interreligiöse Engagement weiter. Ich hatte die Ehre, zusammen mit meinen Kollegen im KAICIID-Vorstand von König Salman im Palast in Riad empfangen zu werden. Ich bin wohl der erste Rabbiner und Israeli, der jemals so dort empfangen wurde. Unter der Regierung von König Salman wurden die interreligiösen Bemühungen der Saudis hauptsächlich von dem Mann geleitet, der seit 2016 auch Vorsitzender der Muslimischen Weltliga (MWL) ist: Mohammed Abdelkarim Al-Issa.

Lange Zeit war die MWL das Vehikel für die weltweite Verbreitung des Wahhabismus, einer extremen und exklusiven Version des Islam. Unter Al-Issa vollzog die MWL eine radikale Kehrtwende. Sie lehnte die engstirnige Ausrichtung ab und bemüht sich seither aktiv um andere Re-



Entworfen wurde der Komplex des Abrahamic Family House

ligionsgemeinschaften. Sie veranstaltete im Mai 2022 erstmals eine multireligiöse Konferenz in Riad, an der ein Dutzend Rabbiner aus Europa und den USA teilnahmen. Ich war der Einzige, der aus Israel eingeladen war.

Als internationaler Direktor für interreligiöse Angelegenheiten des American Jewish Committee (AJC) konnte ich gemeinsam mit meinen Kollegen im Jahr 2020 Al-Issa und etwa fünfzig muslimische Führer aus der ganzen Welt zu einer Reise zu den Vernichtungslagern in Auschwitz/Birkenau anlässlich des 75sten Jahrestages ihrer Befreiung einladen. Dieses Ereignis hat ihn tief beeindruckt. Nachdrücklich spricht er sich gegen die Leugnung des Holocaust aus.

Das AJC und andere jüdische Organisationen haben in den letzten Jahren sehr darauf hingewirkt, dass die beleidigenden Äußerungen über Juden und Christen aus saudischen Schulbüchern entfernt werden. Das saudische Bildungsministerium hat in den letzten Jahren auf beeindruckende Weise die Unterrichtsmaterialien überarbeitet. Heute sind alle beleidigend-



von dem ghanaisch-britischen Architekten David Adjaye. Synagoge, Moschee und Kirche – kein Bau dominiert.

den Passagen durch konstruktive und respektvolle Äußerungen über das Judentum und das Christentum ersetzt worden.

Die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) begannen zwar etwas später mit ihrem interreligiösen Engagement, überholten aber schnell den Rest der arabischen Welt. Dies zeigte sich sowohl im Bildungswesen als auch in Regierungsinitiativen. Interreligiöse und interkulturelle Toleranz werden seither gefördert, Radikalismus und Extremismus bekämpft.

Ein wichtiger Impuls war der Besuch von Papst Franziskus in Abu Dhabi im Jahr 2019, bei dem er zusammen mit Mohammad Al-Tayyeb, dem Groß-Imam der Al-Azhar in Kairo, der höchsten Lehrinstitution des sunnitischen Islam, eine gemeinsame Erklärung zur Geschwisterlichkeit aller Menschen unterzeichnete. Bei diesem Anlass kündigte der Präsident der VAE, Scheich Mohammed bin Zayed, den Bau eines Komplexes in Abu Dhabi an, in dem eine Moschee, eine Kirche und eine Synagoge nebeneinanderstehen sollen als Ausdruck für die religiöse Vielfalt und den gegenseitigen Respekt. Als Bildungszentrum

soll es außerdem das interreligiöse Verständnis vor Ort und in der Welt fördern. Das „Abrahamic Family House“ wurde im vergangenen Jahr in Anwesenheit führender Scheichs, Kardinäle und Oberrabbiner eingeweiht und empfängt seither Zehntausende Besucher aus der ganzen Welt.

Der barbarische Angriff der Hamas am 7. Oktober letzten Jahres und der andauernde Krieg im Gazastreifen, der zu so schrecklichen Verlusten an Menschenleben und Leid auf beiden Seiten geführt hat, hat sich zweifellos sehr negativ auf diesen Prozess ausgewirkt. Viele Initiativen wurden „auf Eis gelegt“. Ich bin jedoch überzeugt, dass die jüdisch-muslimische Versöhnung weiter voranschreiten und gedeihen wird zum Segen für beide Glaubensgemeinschaften und der ganzen Welt.

Rabbi David Rosen war 22 Jahre lang internationaler Direktor für interreligiöse Angelegenheiten des American Jewish Committee in Jerusalem, von dem er sich im vergangenen Jahr beurlauben ließ, um als Sonderberater des Abrahamic Family House zu dienen.

Unser „Amen“ auf dieselben Psalmen

Wenn man sich in jüdisch-christlicher Begegnung geerdet fühlt

Warum fällt es mir so schwer, diesen Artikel zu schreiben, obwohl mich das Thema seit rund 40 Jahren begleitet? Ich müsste erwähnen, dass der größte Teil meines jüdischen Bekanntenkreises Israelis sind – also Bürgerinnen und Bürger jenes Staates, der sich seit Jahrzehnten mit dem Libanon im Kriegszustand befindet. Und es ist nun mal kein Geheimnis, dass Menschen die Einreise in den Libanon zuweilen verweigert wird, weil sie in den sozialen Medien Bilder von ihren Besuchen in Israel gepostet haben. Schwierig, wenn man beruflich ein- bis zweimal im Jahr den Libanon besuchen muss und dort ebenfalls gute Freunde hat, die man nicht in Schwierigkeiten bringen möchte.

Allein dieser Einstieg mag zeigen, dass jüdisch-christliche Begegnung kein Allerweltsthema in einem „Magazin über christliches Leben im Nahen Osten“ ist. Und dann: Von welchen jüdisch-christlichen Begegnungen sollte ich denn konkret schreiben? Mit dem befreundeten Reformrabbiner im Ruhestand, einem Menschenrechtsaktivisten, mit dem ich mich aber meistens über die Science-Fiction-Serien unterhalte, für die wir uns beide begeistern? Mit dem Architekten, der sich um den Erhalt christlicher Gebäude in Jerusalem bemüht, der Woche für Woche zunehmend verzweifelt auf die Straße geht, um gegen die religiös-fanatische Regierung in Israel zu demonstrieren, der aber schon fast alle Hoffnung für seinen Staat aufgegeben hat? Oder mit der Diplomatenfrau im Ruhestand, die ebenso um die Existenz Israels fürchtet, die aber genau deswegen rechts wählt und mich re-

gelmäßig zu überzeugen versucht, dass nur „Bibi“ Netanyahu Israel retten könne?

Vielleicht sollte ich aber auch einfach von dem israelischen Kollegen hier in Deutschland berichten, der manches Mal zusammenbrechen möchte unter den Kübeln von Abneigung, die hier gegenüber seinem Land ausgeschüttet werden, und der mir dann immer wieder von seinem Großvater erzählt, der als Arzt in Galiläa Juden und Araber unterschiedslos medizinisch behandelt hat – auch und gerade dann, wenn jemand kein Geld hatte – was dazu geführt habe, dass sein Andenken bis heute in der lokalen palästinensischen Community geehrt wird.

So unterschiedlich diese Menschen sind – manche religiös, andere eher nicht – eines jedoch würde niemand von ihnen in Frage stellen: dass sie alle zum „Am Israel“ gehören, zum „jüdischen Volk“, und nicht bloß zu einer Religionsgemeinschaft. Zu einem Volk, das eine im biblischen Glauben gegründete, enge Beziehung zu jenem Stück Land zwischen Mittelmeer und Jordan hat – ohne dass damit schon irgendetwas über politische Ansprüche oder konkrete Grenzen gesagt ist. Ja, ich weiß: Viele meiner libanesischen Freunde (und andere auch) werden mir hier bereits widersprechen, vielleicht gar darauf hinweisen, dass heutige Juden ethnisch gar nichts mit dem biblischen Volk Israel zu tun hätten, und allein deswegen keine Nation sein können. Vielleicht führen sie gar Jüdinnen vom Schlage einer Judith Butler oder Vertreter der extremen, ultraorthodoxen Sekte der Neturei Karta als Kronzeugen an.



Erinnerung an einen fröhlichen Shabbat-Abend bei Rabbi Levi Weiman-Kelman und seiner Frau Paula (vorne in der Mitte) in Jerusalem, zu dem Uwe Gräbe (3. v. l.) auch seine Kolleginnen aus der EMS und dem EVS, Kerstin Sommer und Katja Dorothea Buck (links) sowie Dieter Heidtmann (hinter Gräbe) mitgenommen hatte.

Doch das funktioniert nicht. Schon gar nicht unter einer postkolonialen Perspektive. Die jüdische Theologin Susannah Heschel hat einmal eine „Dekolonisierung des Judentums“ eingefordert: Wie alle Gemeinschaften, so haben auch Jüdinnen und Juden das Recht, ihre Identität selbst zu definieren, statt sich von außen definieren zu lassen – etwa durch eine christliche Kirche, die dabei dann auch noch einzelne abweichende Stimmen aus der jüdischen Gemeinschaft für ihre Zwecke instrumentalisiert.

Natürlich: Das jüdische Volk ist ethnisch ungeheuer bunt, das sieht man schon beim ersten Blick auf Israels Straßen. Es sind schon einige hinzugekommen, seit biblischen Zeiten – und dabei eben doch in eine bestehende Kontinuität eingetreten. „Like a link in the chain from the past to the future that has always been a part of me“, singt Barbra Streisand in dem Musical „Yentl“.

Als religiöser Mensch docke ich da besonders gerne bei denjenigen in jener Gemeinschaft an, die auf ihre jüdische Weise ähnlich religiös sind wie ich auf meine christliche Weise. Und halte es dabei gerne aus, wenn ich auch einmal „abblitze“; wenn sich da zum Beispiel der jüdische und der muslimische Gesprächspartner zusammentun und sich gegenseitig in ihrem glasklaren Monotheismus bestärken, während man bei einem Christenmenschen wie mir ja nie wissen könne, ob ich dem Göttlichen nicht doch einiges an Menschlichem „beigeselle“, wie ich mir ja im wahrsten Sinne des Wortes auch einige Schweinereien auf den Teller lade, die da nicht hingehören. Das halte ich aus, weil ich weiß, dass ich am nächsten Freitagabend mit meinem jüdischen Gesprächspartner doch wieder in die Synagoge kommen darf, wo wir dann gemeinsam den Schabbat begrüßen und auf dieselben Psalmen unser „Amen“ sprechen werden.

Uwe Gräbe

Ich bin dankbar für den Islam

Persönliche Erfahrungen in der Begegnung mit Muslimen

Offenheit und Neugier können ein guter Anfang sein für den interreligiösen Dialog. Es braucht aber auch ein sicheres Fundament, um sich nicht in Abgrenzung zu flüchten, wenn die andere Religion zur Herausforderung wird. Das ist zumindest die persönliche Erfahrung von Katja Dorothea Buck, die heute sagen kann, dass sie durch den Islam im eigenen Glauben gewachsen ist.

Meine erste Begegnung mit „dem“ Islam hatte ich in der dritten Klasse. Gamze, ein sogenanntes Gastarbeiterkind aus der Türkei, saß neben mir in der Bank und war mindestens so gut wie ich in Deutsch und Mathe. In Sport war sie sogar besser als ich. Dass wir in unterschiedliche Religionen hineingeboren waren, wussten wir, spielte aber keine Rolle. Wir mochten uns. Nach der vierten Klasse wechselte ich aufs Gymnasium. Gamze nicht. Wir verloren uns aus den Augen. Als ich kurz vor dem Abitur stand, hieß es, sie sei wieder nach Anatolien geschickt worden, um zu heiraten.

Ich dagegen ging nach Paris für ein diakonisches Jahr in einem Altenheim. Meine dortigen Kolleginnen und Kollegen kamen zum Großteil aus Algerien, Marokko und Tunesien. Auch hier entstanden Freundschaften. Eine Zeit lang wohnen wir in einem Wohnheim zusammen, kochten gemeinsam und diskutierten uns die Köpfe heiß über Gott und die Welt. Wir hatten das Privileg, uns quasi auf neutralem Boden zu treffen. Frankreich war für keinen von uns Heimat.

Dass wir in Fragen der Geschlechterrollen und auch der Religion unterschiedliche Ansichten hatten, wurde diskutiert, aber nicht zum Streitfall, zum Glück! Denn so konnte ich unbefangen erleben, was Ramadan im Alltag bedeutet und wie wichtig die fünf Gebetszeiten waren. Mich beeindruckte die Konsequenz, mit der meine Freundinnen und Freunde ihren Glauben lebten. Fast beneidete ich sie um die Klarheit, mit der sie sagen konnten, was richtig und was falsch war vor Gott.

Ihnen verdanke ich, dass ich Religionswissenschaften mit dem Schwerpunkt Islam studiert habe und nicht evangelische Theologie. Ich wollte mehr wissen über den Islam, wollte den Koran im Original lesen können und vor allem verstehen, woher all die Vorurteile gegenüber Muslimen in Europa kommen.



Im Gegenlicht des Sonnenuntergangs sind die Kuppeln der Moscheen in Kairo besonders gut zu sehen.

Das Studium verschlug mich für ein Jahr nach Kairo, wo ich mich als Christin nun einer überwältigenden und sehr selbstbewussten muslimischen Mehrheit gegenüber sah. Als junge Frau aus Europa hatte ich zudem in der ägyptischen Gesellschaft einen besonderen Stand. Meine Offenheit und Neugier anderen gegenüber wurde schnell missverstanden als Interesse an weiterführenden Beziehungen. Schmerzhaft musste ich die Abgrenzung lernen.

Den Islam, der mir vorher in Freundschaften begegnet war, empfand ich im ägyptischen Alltag auf einmal als Anfechtung. Die Mensa und alle Straßenimbisse schlossen im Ramadan. Für mich fühlte es sich wie eine Zwangsverpflichtung zum Fasten an. Die Nachbarmoschee stellte den Lautsprecher für den Gebetsruf (Azzan) noch lauter als sonst. Mit jedem Dezibel wuchs meine Wut.

Eigentlich mochte ich den Azzan, hörte mir gerne die etwas fremd klingende Melodik an. Jetzt fühlte ich mich aber angegriffen und herausgefordert. Ich konterte mit Oratorien und Motetten von Bach und Mendelssohn, möglichst laut über die

Kopfhörer meines alten Walkman. In dieser Musik fand ich mich wieder. Das war „Meins“.

Doch eine Frage trieb mich um: Für die interreligiöse Begegnung braucht es offenbar mehr als nur ein bisschen Offenheit und Neugier. Es braucht auch ein sicheres Fundament, von dem aus man auf den anderen zugehen kann. Was aber war mein Fundament? Sich ins Eigene zurückzuziehen und mit der vertrauten Musik zu beschallen, konnte ja nicht alles gewesen sein. Manche Nacht konnte ich nicht schlafen, grübelte und grübelte, fühlte mich unfähig, auch nur einen weiteren Tag in dieser herausfordernden Stadt zu bestehen. Das Grübeln hörte erst auf, wenn im ersten Morgengrauen die Muezzine leise und sanft zum Gebet riefen. Ich wusste, dass jetzt längst nicht alle Muslime aufstehen würden, um sich gen Mekka zu wenden. Dass aber zu dieser frühen Stunde eine schlafende Stadt an das Gebet zu Gott erinnert wird, empfand ich als tröstlich.

Jahrzehnte später lernte ich von Klaus Schulten, dem Kirchenmusiker, der schon auf vielen Orgeln im Nahen Osten gespielt hat, dass eine der gängigsten Melodien des Azzan in der Kirchentonalart Dorisch gehalten ist, der gleichen Tonart wie zum Beispiel der wunderbare Osterchoral „Christ ist erstanden“. Seither höre ich den Azzan noch viel lieber. Und wenn ich mal wieder in Jerusalem, Beirut, Kairo oder Amman unterwegs bin und ein Muezzin zum Gebet ruft, dann singe ich manchmal ganz leise ein „Christ ist erstanden“ mit. Nicht als Abgrenzung zur anderen Religion, sondern in Dankbarkeit für alle Herausforderungen durch den Islam. Sie haben mich im Glauben wachsen lassen.

Wie ich meine „Ummah“ fand

Wenn der Dialog zum Leuchtturm der Hoffnung wird

Der interreligiöse Dialog spielt im Leben von Nihal Missaoui eine zentrale Rolle – beruflich, universitär und privat. Denn, so ihre Erfahrung: Die Begegnung und der Austausch mit dem anderen hilft, im eigenen Glauben zu wachsen.

Begonnen hat es mit der Freundschaft zu einem Kommilitonen, den ich im ersten Semester kennengelernt habe. Er, katholischer Christ, studierte katholische Theologie; ich, Muslima, studierte islamische Religionslehre. Schnell drehten sich unsere Gespräche um unseren Glauben, unsere Gottesvorstellungen, aber auch unsere Kritik an unseren jeweiligen Glaubensgemeinschaften oder den Institutionen. Oft saßen wir mit unseren heiligen Schriften zusammen, lasen gemeinsam und verglichen, sprachen wortwörtlich über Gott und die Welt – und wie wir sie aus der Perspektive unserer beiden Religionen betrachteten. Heute sind wir beste Freunde. Uns eint neben der tiefen Freundschaft auch unser Glaube, auch wenn wir nicht derselben Religion angehören. Denn bei jedem Gespräch sind wir zu demselben Ergebnis gekommen – unsere Liebe zu Gott und unsere Liebe zu seiner Schöpfung unterscheidet sich nicht.

In einer Welt, in der dem Islam und Muslimen viele Vorurteile entgegengebracht werden, wollte ich meinen Teil dazu beitragen, diese Vorurteile abzubauen und – wie bei meinem besten Freund und mir – die Menschen durch den Glauben einander näherbringen. Zusammen mit einer Freundin veranstaltete ich im Ramadan 2016 zum ersten Mal in unse-

rem Wohnheim in Münster ein interreligiöses Fastenbrechen, das mittlerweile zur Tradition geworden ist. Diese Veranstaltung hat sich als eine besondere Gelegenheit erwiesen, Brücken zu bauen und Vorurteile abzubauen. Beim gemeinsamen Fastenbrechen teilen wir nicht nur Essen, sondern auch Geschichten, Traditionen und Werte.

Über die Jahre lernte ich durch die Begegnungen und Gespräche viel darüber, wie meine christlichen, jüdischen, buddhistischen und hinduistischen sowie atheistischen Mitmenschen glauben, welche Traditionen und Praktiken sie haben. Aber vor allem konnte ich etwas über mich lernen. Jede Begegnung hat dazu geführt, meinen eigenen Glauben und wie ich ihn lebe in einem neuen Licht zu betrachten. Die Fragen und Perspektiven der anderen Gläubigen haben mich dazu gebracht, tiefer über meinen eigenen Glauben nachzudenken und Aspekte zu hinterfragen, die ich vielleicht als selbstverständlich angesehen und über die ich mir nie wirklich Gedanken gemacht habe. Sie stellten Fragen, die mich herausforderten, auf die ich nicht sofort eine Antwort hatte, die mich manchmal auch zweifeln ließen. Letztlich haben sie mir aber geholfen, meinen Glauben zu stärken und eine tiefe, innige Verbindung zu meiner Religion und meinem Glauben an Gott zu finden.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse dabei ist die Bedeutung der Gemeinschaft. Der Islam betont immer wieder, wie wichtig die „Ummah“ ist, die Gemeinschaft der Gläubigen, die Solidarität und Verbundenheit zwischen ihnen. Durch die interreligiösen



Nihal Missaoui

Begegnungen, Verbindungen und Freundschaften, die sich daraus entwickelt haben, habe ich erkannt, dass diese Gemeinschaft nicht auf Muslime beschränkt ist, sondern dass wir Menschen eine große, globale Gemeinschaft bilden. Wir sind unabhängig von religiöser Zugehörigkeit oder Herkunft füreinander verantwortlich.

Besonders in Zeiten, in denen globale Konflikte den Anschein erwecken, dass uns die Religionen voneinander trennen, ist es mir umso wichtiger, diese Gemeinschaft aufleben zu lassen und den Zusammenhalt immer wieder zu stärken. Trotz der Unterschiede, die unsere Religionen haben, erkenne ich in den interreligiösen Begegnungen immer wieder, dass wir doch viel mehr gemeinsam haben und uns die Liebe zu Gott, die Liebe zu den Menschen und die Sehnsucht nach einer friedlichen Welt eien.

In einer Gesellschaft, in der die Schlagzeilen von Spaltung und Misstrauen, Hetze und Angst sprechen, ist meine interreligiöse Gemeinschaft für mich wie ein Leuchtturm, ein Licht der Hoffnung, an dem ich mich orientiere. Sie erinnert mich daran, dass wir es schaffen können, Brücken zu bauen und uns daran zu erinnern, dass wir alle Teil einer großen Gemeinschaft und Teil der Schöpfung sind und dass wir durch gegenseitigen Respekt, Verständnis und Zusammenhalt eine harmonischere und friedlichere Welt schaffen können.

Nihal Missaoui studiert Geschichte und islamische Religionslehre an der Universität Münster. Außerdem nimmt sie an einem interreligiösen Forschungsprojekt teil.

Das Fastenbrechen ist ein Genuss für Seele und Körper – aber auch eine Möglichkeit der interreligiösen Begegnung.

Mit Herz, Verstand und interreligiöser Kompetenz

Das Wasatia-Graduiertenkolleg in Flensburg setzt auf Dialog

Im Wasatia-Graduiertenkolleg an der Europa-Universität Flensburg kommen Juden, Christen und Muslime aus verschiedenen Konfliktregionen zusammen, auch aus Israel und Palästina. Sie sollen nicht nur gemeinsam zu Lösungen forschen, sondern auch selbst die interreligiöse Begegnung mit ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen suchen, um als Persönlichkeit fit für komplizierte Moderationsprozesse zu werden.

Frieden hat nur eine Chance, wenn Wahrheit, Recht und Versöhnung zusammenkommen.“ Was so einfach und überzeugend klingt, ist in der Umsetzung oft extrem kompliziert. Bekanntestes Beispiel dafür: der Nahostkonflikt. Man kann ihn auf rechtlicher Ebene diskutieren, auf seine politischen Dimensionen hin abklopfen und die religiösen Faktoren identifizieren. Das wird auch seit

jeweils unterschiedlichen Erfahrungen, Verletzungen, Überzeugungen und manchmal auch Vorurteile mit.

Das Wasatia-Graduierten-Kolleg an der Europa-Universität Flensburg setzt genau da an und nimmt neben allem Akademischen, was es für ein Promotionsprogramm braucht, auch die mentale Komponente mit in den Blick. Der Mensch ist nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt.

Religion kann eine starke Plattform für die Förderung von Dialog und Versöhnung sein.

TEE HODAJ, ALBANIEN

Anders formuliert: Wer sich in diesem Promotionsprogramm an der Europa-Universität Flensburg einschreibt, muss bereit sein, sich selbst nass zu machen.

Wie wichtig die Anerkennung des Leids der anderen in einem Versöhnungsprozess ist, wird nicht nur theoretisch durchgespielt, sondern auch praktisch erfahren. Ein gemeinsamer Besuch der Holocaust-Gedenkstätte in Auschwitz-Birkenau ist deswegen Pflicht. Auch muss man die Bereitschaft mitbringen, festgefahrene Narrative zu dekonstruieren und sich in interreligiöser Toleranz zu üben. Dazu gehört zum Beispiel die gemeinsame Teilnahme an einem Kurs über biblische Argumentation an der Universität Cambridge, wo jüdische, christliche und muslimische Texte ausgelegt und diskutiert werden.



Jahrzehnten fleißig getan in Diplomatenkreisen, an Universitäten, in Redaktionsstuben, in den sozialen Medien und vielerorts in Wohnzimmern und am privaten Schreibtisch.

Doch Versöhnung findet nicht allein auf dem Papier oder an Verhandlungstischen statt. Versöhnung geschieht durch Menschen. Und die haben neben einem Verstand auch ein Herz. Sie bringen ihre



Die Neuen im Wasatia-Graduiertenkolleg. Insgesamt promovieren derzeit in Flensburg 23 junge Männer und Frauen aus verschiedenen Ländern zu Konfliktlösungsstrategien. In Bildmitte: Der Direktor des Kollegs, Prof. Dr. Ralf Wüstenberg, links neben ihm Geschäftsführerin Dr. Zeina Barakat.

Das Promotionsprogramm geht auf eine Initiative des Jerusalemer Politik-Professors Mohammed S. Dajani Daoudi zurück, der als einer der großen Visionäre für eine friedliche Zukunft von Palästinensern und Israelis gilt. (s. Schneller-Magazin 1-2024, S. 18-21 oder Schneller-Magazin 4-2021, S. 14-15). Der arabische Begriff „Wasatia“, der mit „Mitte“ oder „Mittelweg“ übersetzt wird, kann auch mit seiner religiös-ethischen Konnotation gelesen werden. Dann impliziert „Wasatia“ Mäßigung, Ausgewogenheit und Gerechtigkeit. Diese Tugenden prägen die Philosophie des Graduiertenkollegs, das vor vier Jahren seinen Sitz an der Europa-Universität in Flensburg gefunden hat. Direktor ist der evangelische Theologieprofessor Ralf Wüstenberg.

Das Wasatia-Graduiertenkolleg arbeitet interdisziplinär und interreligiös. Zentrales Anliegen ist, kompetente Multiplikatorinnen und Multiplikatoren auszubilden, die in konkreten Konflikten Brü-

Das Wasatia-Programm hat mein Verständnis von Versöhnung vertieft, insbesondere in Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt.

STEPHEN OPONDO, KENIA

cken zwischen der historischen Analyse und der theoretischen Reflexion hin zu realpolitischen Lösungen schlagen können. Oder kurz gesagt: Es geht um die Ausbildung künftiger Führungskräfte, die in Diplomatie und internationaler Friedens-



Screenshot aus NDR-Reportage

Nemer Shaheen ist gerade die Flucht aus dem Gaza-Streifen gelungen, jetzt trifft er in Flensburg auf den Israeli Aviram Bellaishe. Beide möchten ihren Teil zur Verständigung beitragen.

und Versöhnungsarbeit mit Herz, Verstand und interreligiöser Kompetenz an tragfähigen Konfliktlösungen arbeiten.

Die derzeit 23 Doktorandinnen und Doktoranden haben ganz unterschiedliche akademische, familiäre und biografische Hintergründe und kommen aus verschiedenen Konfliktregionen der Welt. Im Austausch mit deutschen und internationalen Studierenden arbeiten sie anhand vergleichender Studien über Trauma, Feindseligkeit, Konflikte und Versöhnungsprozesse in Regionen wie Nordirland, Südafrika und dem Balkan.

Gemeinsames Nachdenken über die heiligen Texte von Judentum, Christentum und Islam fördert das Verständnis füreinander.

HANI SMIRAT, PALÄSTINA

In einer Zeit zunehmender weltweiter Spaltung und Intoleranz ist dieses Projekt ein Beispiel für einen besseren Weg in die Zukunft.

JEREMIAH SCHMIDT, DEUTSCHLAND

Über die beiden Teilnehmenden aus Israel und Palästina, Aviram Bellaishe und Nemer Shaheen, hat der Norddeutsche Rundfunk im Mai dieses Jahres eine sehenswerte Reportage gemacht, die in der ARD-Mediathek abrufbar ist. (Kurz-URL: <https://t1p.de/i4qy7>)

Dr. Zeina Barakat, Geschäftsführerin des Graduiertenkollegs, in Zusammenarbeit mit Katja Dorothea Buck

„Hier wird die Liebe Gottes an alle weitergegeben“

Interview mit der neuen Direktorin der Johann-Ludwig-Schneller-Schule

Zum ersten Mal in der Schneller-Geschichte hat eine Frau das Amt der Direktorin einer der beiden Schulen übernommen. Odette Haddad Makhoul wurde im Juni von der Schulkonferenz gewählt. Für sie ist es wie ein Nachhausekommen.

Im Libanon gibt es eine Menge privater christlicher Schulen. Warum haben Sie ausgerechnet die Schneller-Schule für Ihre Berufslaufbahn gewählt?

Ich wurde hier geboren. Mein Vater war Erzieher an der JLSS und wurde später Leiter der Internatsabteilung. Ich bin hier aufgewachsen und bis zur neunten Klasse zur Schule gegangen. Aber auch in meiner weiteren Schul- und Studienzeit blieb Schneller mein Zuhause. Meine Familie wohnte dort schließlich.

Haben Sie jemals an einer anderen Einrichtung als der Schneller-Schule gearbeitet?

Ich habe 1987 als Englischlehrerin an der JLSS angefangen zu arbeiten. Während der Krise im Jahr 2017 musste ich für fünf Jahre gehen und habe an einer anderen Schule gearbeitet. Gott sei Dank konnte ich vor zwei Jahren hierher zurückkehren. Das war für mich ein Segen.

Was gefällt Ihnen an der Schneller-Schule am besten?

Das ist schwer zu sagen. Ich liebe alle Kinder, jedes einzelne. Es ist so toll zu sehen, wie sie sich entwickeln, wie sie zu



JLSS

Männern und Frauen werden. Es ist ein echtes Privileg, die Absolventinnen und Absolventen zu sehen, wenn sie in ihre Schule zurückkommen und uns allen danken. Ich bin stolz auf sie alle.

Gibt es ein Kind, das Ihnen besonders in Erinnerung geblieben ist?

Die meisten von ihnen kommen aus benachteiligten Familien. Und wenn man sieht, wie sie sich entwickeln, erkennt man, dass jeder von ihnen etwas Besonderes ist. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Jungen, der aus Saudi-Arabien zurückkam, um uns zu besuchen. Es ist großartig zu sehen, wie erfolgreich er jetzt in seinem Leben ist.

Wie würden Sie beschreiben, was Schneller einzigartig macht?

Es ist die Verbindung zwischen den Kindern und den Erzieherinnen und Erziehern, zwischen den Lehrern und den Kindern, zwischen allen an der Schule. Es ist ein Ort der Liebe. Hier wird die Liebe Gottes an alle weitergegeben. Es gibt nichts Vergleichbares zu Schneller. ▶

Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule ist eine libanesische Einrichtung, die zur Nationalen Evangelischen Kirche in Beirut gehört. Aufgrund ihrer Geschichte hat sie aber auch ein deutsches Erbe und wird von vielen Menschen in Deutschland und der Schweiz unterstützt. Ich nehme an, dass diese gerne mehr über die Person erfahren würden, die jetzt diese Einrichtung leiten wird. Würden Sie uns ein wenig über Ihren persönlichen Hintergrund erzählen?

Ich bin verheiratet und habe drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Mein ältester Sohn lebt in New York, meine Tochter ist in London, und unser jüngster Sohn lebt mit uns in Beirut. Ich habe englische Literatur an der libanesischen Universität in Zahle studiert.

Was sind in Ihren Augen die größten Herausforderungen für die Institution?

Es ist die Finanzkrise im Libanon. Als Schule sind wir auf Spenden angewiesen, und wenn das Geld knapp wird, spüren wir das. Wir denken immer darüber nach, wie wir die Kinder und das Personal schützen können.



Selbie mit der Direktorin: Für Odette Haddad Makhoul ist die Schneller-Schule Heimat. Das will sie an die Kinder und Jugendlichen weitergeben.

Christliche Präsenz vor der Kulisse des Mount Lebanon.



Zum Beispiel sind die Preise für Benzin oder Gas extrem gestiegen. Aber wir brauchen Heizöl, damit die Kinder nicht frieren müssen. Und wir müssen ihnen gut zu essen geben.

Und wie sieht es mit der politischen Situation aus?

Ich kann die Zukunft nicht vorhersagen. Aber wir befinden uns in einer sehr instabilen Situation. Die Leute sagen immer wieder: „Im Herbst wird etwas Großes passieren“, und im Herbst, wenn dann nichts passiert ist, sagen sie: „Ich bin sicher, im Winter wird etwas Großes passieren“. Für die Zukunft zu planen ist da sehr schwierig, vor allem, wenn man für eine Institution verantwortlich ist.

Wenn Sie sich die Schneller-Schule in zehn Jahren vorstellen, was wünschen Sie sich, wie es dann hier sein wird?

Ich hoffe, dass alles so bleibt wie es ist, nur besser. Ich hoffe, dass wir eine Berufsausbildung für Mädchen haben werden, dass wir mehr Internatsschülerinnen haben werden und mehr Klassen, auch höhere Klassen.

Sie sind die erste Frau an der Spitze einer Schneller-Schule in der gesamten Geschichte.



Charbel | Karam / unsplash

Wird es Unterschiede geben, weil jetzt eine Frau die Einrichtung leitet?

Das glaube ich nicht. Natürlich ist es historisch, dass der Vorstand eine Frau in dieses Amt gewählt hat. Und ich bin dankbar für das Vertrauen, das man mir entgegenbringt. Aber ich muss nicht beweisen, dass jetzt alles besser wird, nur weil ich eine Frau bin. Nein, ich will einfach nur gute Arbeit leisten. Und wenn sich die Dinge zum Besseren wenden, werde ich dafür dankbar sein.

Bis jetzt waren alle Direktoren Pfarrer. Sie sind keine Theologin. Was bedeutet das für die Andachten und Gottesdienste in der Kirche?

Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Denn der Gottesdienst ist ein Kernelement von Schneller. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Als ich ein Kind war, bin ich regelmäßig abends in die Andacht gegangen. Und ich spüre jetzt, dass da etwas sehr Wichtiges in mich gepflanzt wurde. Nach der Sommerpause müssen wir dieses Thema im Vorstand sorgfältig diskutieren. Das hohe Niveau der Abendandachten und Gottesdienste bei Schneller zu halten, ist eine meiner Prioritäten.

Das Gespräch führte Katja Dorothea Buck.

Schneller-Stiftung gibt Mittel für Internatsausstattung in Amman

Stuttgart/EVS. Das Kuratorium der *Schneller-Stiftung – Erziehung zum Frieden* hat in seiner gemeinsamen Sitzung mit dem Stiftungsvorstand einstimmig beschlossen, dass aus den Erträgen des vergangenen Jahres 20.000 Euro an die Theodor-Schneller-Schule überwiesen werden sollen für die Ausstattung der Wohnräume im Internat nach der Generalsanierung der Gebäude. Gedacht ist an einen alters- und geschlechter-gemäßen Anstrich der Zimmer, an qualitativ hochwertiges Bettzeug, Vorhänge, Bilder und große Spiegel. Dies waren Dinge, welche die Kinder und Jugendlichen bei einem gemeinsamen Workshop mit den Architekten als wichtig genannt hatten, damit sie sich in den neuen Räumen auch wohlfühlen.

Die restlichen 10.000 Euro der Stiftungserträge werden der freien Rücklage zugeführt. Da die Zins- und Kurentwicklung der vergangenen Jahre für Stiftungen eher ungünstig verlaufen sind, konnten im letzten Jahr keine Mittel an die beiden Schulen weitergegeben werden. Positiv vermerkt wurde allerdings, dass 2023 gut 100.000 Euro zugestiftet wurden. Das reine Anlagevermögen liegt jetzt bei 2,64 Millionen Euro. Erfreulicherweise steigen auch wieder die Kurse und Zinsen.

Eine Ära geht zu Ende

George Haddad übergibt ein gut bestelltes Haus

Seit 2006 war Pfarrer George Haddad Direktor der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon. Jetzt geht er in den Ruhestand und hinterlässt eine Einrichtung, die trotz aller Krisen um sie herum gut dasteht.

Anzug. Krawatte. Straffer Gang über den Schulhof. Und dann bückt er sich. Sammelt das einzige herumfliegende Bonbonpapier weit und breit ein, bringt es zur Mülltonne. Alle haben es gesehen – und hoffentlich auch die Botschaft dahinter verstanden: Ganz gleich, welche Formen die Dauerkrise im Libanon gerade annimmt – wenn wir in den kleinen Dingen nicht mehr achtsam wären, dann hätten wir schon verloren. Später misst er genau nach, wieviel Heizöl der Lieferant in den Tank gepumpt hat. Betrug ist eine Pest, die uns alle vergiftet, sagt er. Oder er verschwindet im Schaltkasten der neuen Photovoltaik-Anlage, um die Einspeisung der Elektrizität ins Netz zu kontrollieren.

Wenn er nicht gerade die Einstellungen des Routers fürs Internet in Ordnung bringt, einen aufgelösten Vater beruhigt, der den Transport seines Sohnes zur Schule nicht mehr bezahlen kann, oder in seinem parallelen Buchungssystem verfolgt, wie die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) finanziell tatsächlich gerade dasteht – eine Frage, über die das vorgeschriebene System mit seinen staatlich festgelegten, „offiziellen“ Wechselkursen nur höchst unzureichend Auskunft zu geben vermag. So habe ich Pfarrer George Haddad kennengelernt.

2006 hatte er die Leitung der JLSS übernommen: ein Multitalent, pflichtbewusst bis zur Schmerzgrenze. „Nein, ganz einfach nur ein ehemaliger Schneller-Schüler“, würde er jetzt entgegenen. In der Tat hat er hier schon die Grundschule besucht. Damals gehörte es „bei Schneller“ einfach dazu, viele praktische Fertigkeiten zu erlernen. Jetzt verlässt er die Einrichtung, geht in den Ruhestand – rund zweieinhalb Jahre nach dem offiziellen Ruhestandsalter. Auch dies ein Ausdruck seines Pflichtbewusstseins, wobei er immer wieder betont hat, wie wichtig es ihm ist, den richtigen Moment zum Abschied nicht zu verpassen.

Bevor er Direktor wurde, hatte er bereits eine spannende Laufbahn hinter sich: als stellvertretender Manager einer christlichen Buchhandlung in Bahrain, Schulseelsorger und Lehrer im südlibanesischen Nabatieh, Pfarrer an der anglikanischen All-Saints-Kirche in Beirut, die er nach dem Bürgerkrieg vor den Bulldozern rettete und mitten zwischen den funkelnden neuen Hochhäusern restaurieren ließ.

An der JLSS schloss sich für ihn ein Kreis. So vieles hat er hier umgesetzt und auf den Weg gebracht: den Aufbau einer energieeffizienten Wasser- und Wärmeversorgung, der Photovoltaikanlage und zahlreicher neuer Ausbildungsgänge, die Aufnahme so vieler syrischer Flüchtlingskinder und ihrer Mütter, die hier das Schneiderei-Handwerk lernten, die Errichtung neuer Lehrwerkstätten für die Schreiner, die Industrieelektriker und schließlich sogar für die Elektromobilität.



JLSS

Sonnenkollektoren für die JLSS – das war eine der vielen Innovationen George Haddads. Eingerahmt wird er hier von EVS-Geschäftsführer Uwe Gräbe und der EVS-Vorsitzenden Kerstin Sommer.

Niemand durfte bei ihm einen Keil zwischen christliche, muslimische und drusische Kinder treiben. Zu den Andachten in der Kirche kamen stets alle zusammen. Und wann immer unternehmungslustige Musiker in die Region kamen, hat er sie eingeladen, um mit den Schülerinnen und Schülern ein Musikprojekt auf die Beine zu stellen. Die Orgel, die 2017 in der Kirche aufgebaut wurde, hat er schließlich selbst gespielt.

An seiner Seite war dabei stets seine Frau Laure, mit der er nach der Auswanderung der beiden Kinder Stephanie und Daniel in die USA das kleine Direktorenhäuschen am Rande des Schneller-Geländes bewohnte. Zahlreiche Freundinnen und Freude haben hier ein charmantes Gastgeberpaar erlebt: wenn die Krawatte des gestrengen Direktors fiel, wenn der gute Schneller-Wein auf den Tisch kam und schließlich der selbstgebackene Obstkuchen der Gastgeberin. Dann wurde viel gelacht, aber auch manches tiefsinnige Gespräch geführt: über Religion und Politik, über unseren Glauben und über die Hoffnung, die uns trägt.

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen ist demütig und dankbar für das Lebenswerk von George Haddad. Langweilig ist uns miteinander niemals geworden. Gefeierte wird diese Dankbarkeit am 30. September in der St. Michaels-Kirche auf dem Schneller-Gelände. Noch einmal wird da die Orgel erklingen – zum Lob Gottes sowie zur Freude der Familie Haddad und ihrer Gäste. Sofern die politisch-militärische Situation uns dann keinen Strich durch die Rechnung macht.

Ein gut bestelltes Haus übergibt George Haddad an seine Nachfolgerin, Odette Haddad Makhoul, die ebenfalls auf eine lange Geschichte mit der Schneller-Schule zurückblickt. Vieles wird anders werden. Jede neue Leitung bringt ihren eigenen Stil mit. Die Herausforderungen bleiben jedoch riesig. Möge Gottes Segen stärker sein als die Herausforderungen – und möge dem Ehepaar Haddad ein langer und guter gemeinsamer Ruhestand vergönnt sein.

Uwe Gräbe

„Es ist eine Ehre, Menschen in ihrer Not zu helfen“

Uni-Besuch mit einem ehemaligen Schneller-Schüler

Es ist sechs Uhr morgens. Ich bin mit Yousef Al-Rabaiyah verabredet. Wir haben uns seit dem Ende meines Freiwilligendiensts 2019 nicht mehr gesehen. Damals stand Yousef kurz vor seinen Abschlussprüfungen. Jetzt war te ich auf ihn im Innenhof des Internats der Theodor-Schneller-Schule (TSS). Ich möchte ihn an die Haschemitische Universität begleiten, wo er im zweiten Jahr Krankenpflege studiert.

Yousef (Jg. 2004) ist nicht weit von der Schule entfernt aufgewachsen. Von der ersten Klasse an besuchte er die TSS. In der neunten und zehnten Klasse hatte ich ihn in Deutsch unterrichtet, als ich als Ökumenische Freiwillige in Jordanien war. Yousef war ein auffallend motivierter und aufgeweckter Schüler, beliebt nicht nur im Lehrerzimmer, sondern auch bei den anderen Jungen und Mädchen in seiner Klasse.

Heute verspätet sich Yousef ein bisschen. Als er schließlich auftaucht, hat er zwei Kaffeebecher bei sich, einen für sich und einen für mich. Er wollte mich unbedingt an der Schule abholen, damit ich nicht allein mit dem Bus fahren muss. Er begutachtet die neu gesetzten Salatpflanzen und begrüßt Samer Al-Batarseh, den Internatsleiter. Nach einem kurzen Plausch brechen wir auf zu einer etwas längeren Fahrt an die Haschemitische Universität Jordaniens.

Die Hochschule ist eine der neueren, öffentlichen Universitäten Jordaniens und

liegt etwas außerhalb der Stadt Zarqa, mitten in der Wüste. 1995 eröffnet gehört sie mit über 30.000 Studierenden zu den großen Hochschulen des Landes und genießt einen guten Ruf. An der TSS ist man sehr stolz darauf, dass ein ehemaliger Schüler dort jetzt studiert.

Eigentlich ist die Universität nicht weit von Yousefs Zuhause entfernt. Mit dem Auto sind es zwanzig Minuten. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist der Weg aber eine kleine Odyssee. Um 7 Uhr steigen wir vor der TSS in den Bus Richtung Zarqa. Um diese Uhrzeit ist ganz Jordanien auf den Straßen. Überall ist Stau. Wir müssen mehrfach umsteigen. Zweieinhalb Stunden und drei Busse später sind wir endlich angekommen und Yousef kann mir seine Uni zeigen, wo er im zweiten Jahr Krankenpflege studiert. Das gesamte Studium ist auf Englisch.

Heute ist Registrierungstag, das heißt, alle Studierenden kommen, um ihre Kurse zu wählen und Probleme mit ihren Stundenplänen zu klären. Wegen der Studiengebühren arbeitet Yousef nebenher noch in einem Haushaltswarengeschäft. Er muss genau planen, wie oft er an die Uni kommen kann und zu welchen Zeiten. Für seinen Bachelor wird er wohl noch etwa drei Jahre brauchen. „Wenn man nebenher arbeitet, braucht alles länger“, sagt er. Immerhin benötigt man als Krankenpfleger in Jordanien keinen Master.

Beim Warten vor den Büros haben wir viel Zeit zum Reden. Yousef erzählt, dass



Die TSS ist stolz darauf, dass Yousef Al-Rabaiyah an der Universität Krankenpflege studiert.

er noch viel Kontakt zu den Jungen und Mädchen aus seiner Zeit an der TSS hat. Einige studieren an anderen Hochschulen Pharmazie, Übersetzung oder Ingenieurwesen. Viele haben eine Ausbildung gemacht und arbeiten bereits.

In Jordanien ist der Beruf des Krankenpflegers sehr angesehen. „Man hat die Ehre, Menschen in ihrer Not zu helfen und sie zu versorgen, wenn sie krank sind“, sagt Yousef. „Man ist verantwortlich dafür, dass ihre Würde geachtet wird, auch wenn sie nicht mehr gesund werden können.“

Wir treffen Yousefs Studienfreund Abdallah. Die beiden führen mich über das riesige Gelände der Universität. Am beeindruckendsten finde ich die Überdachung der Wege mit Solarzellen. „Wenn es im Sommer heiß wird, kann man hier im Schatten sein. Außerdem wird hier Wasser über den Weg versprüht“, erzählen Abdal-

lah und Yousef, die stolz darauf sind, dass die Haschemitische Universität mehrfach für ihre Projekte zu erneuerbaren Energien ausgezeichnet wurde. „Unsere Universität will klimaneutral werden.“

Auf dem Weg zurück an die TSS erzählt Yousef von seinen Wünschen für die Zukunft. „Zunächst hoffe ich, dass ich ein guter Mensch werde und irgendwann meine Träume erreiche. Ich kann mir gut vorstellen, im Ausland zu arbeiten, vielleicht in Deutschland.“ Ein wenig Deutsch könne er noch, auch wenn er es seit seiner Zeit an der Schneller-Schule nur wenig nutzen konnte.

Lisa Schnotz war 2018/2019 im Rahmen des Ökumenischen Freiwilligenprogramms der EMS an der Theodor-Schneller-Schule. Sie ist mittlerweile im Vorstand des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) tätig und besucht privat immer wieder Jordanien.

Eine Hochschule in allen Krisen auf Kurs halten

Zwölf Jahre hat Dr. George Sabra die Geschicke der Near East School of Theology (NEST) geleitet; davor war er bereits lange Zeit Studiendekan. Jetzt geht er in den Ruhestand. Ihm folgt Dr. Martin Accad als neuer Hochschulpräsident.

In seinem letzten Bericht vor dem Verwaltungsrat der NEST verglich Sabra die heutige Situation im Libanon mit den letzten Bürgerkriegsjahren 1986 bis

gische Grundlagenkurse im Online-Format eingeführt. In den letzten Jahren war das wohl auch ein Ringen um das nackte Überleben der NEST. Für das, was Sabra geleistet hat, schulden ihm die Trägerkirchen, die Mitarbeitenden- und Studierendenschaft sowie die internationalen Partner großen Dank.

Im September übernimmt Dr. Martin Accad das Amt des Hochschulpräsidenten der NEST. Er hat seine geistlichen Wur-



Georges Sabra

NEST



Fuller Seminary

Martin Accad

1990. Damals hatte er seinen Dienst an der NEST begonnen. Es ist schwer zu sagen, welche Zeit schlimmer war oder ist. Doch so viel ist klar: Sabra hat seine Einrichtung auf Kurs gehalten, sachlich, unaufgeregt, stets das akademische Niveau einfordernd, für das er als Absolvent der Universität Tübingen (promoviert 1986) steht.

Das „Studium im Mittleren Osten“ (SiMO), ein internationales Studienprogramm, welches in Deutschland von der EMS verantwortet wird, hat er von Anfang an intensiv begleitet und gestaltet. Zahlreiche internationale Partnerschaften hat er begründet und zuletzt theolo-

gisch in der Church of God, wurde in Oxford promoviert und war zuletzt vor allem an einem arabisch-baptistischen Seminar und in einer baptistischen Gemeinde beheimatet. An der NEST hat Accad bereits zwei Jahre lang Islam und christlich-muslimische Beziehungen unterrichtet. Dabei vertritt er einen „kerygmatischen Ansatz“ (siehe Schneller-Magazin 2-2023, 12-13) – für ihn der Mittelweg zwischen einer indifferenten Gleichwertigkeit der Religionen und einem rein evangelistischen Zugang. Dabei beruft er sich auf eine „Öffentliche Theologie“, wie sie für ihn durch das ökumenische Dokument „Wir wä- hlen das Leben in Fülle“ repräsentiert wird

Eine evangelische Schule wird zukunftsfähig

(siehe Schneller-Magazin 1/2022, 26-27). Außerdem hat er eine Arbeitsgruppe unter dem Titel „die Archäologie der Gewalt“ mitbegründet, die verschiedene Narrative über den Libanesischen Bürgerkrieg für die jeweils andere Seite verstehbar machen möchte. Ein längst überfälliges Unternehmen in einem Land, in dem die Kriegstraumata allzu lange totgeschwiegen wurden!

Es ist eine Tragik, dass der Leitungswechsel quasi am Rande des Abbrundes stattfindet. Aufgrund von Reisewarnungen und Ausreiseaufforderungen bleibt das SiMO-Programm vorerst ausgesetzt; internationale Studierende gibt es an der NEST praktisch nicht mehr. Außerdem hat sich in die internationalen Beziehungen manche Enttäuschung eingeschlichen – angesichts der Haltung, welche der jeweils andere (und sei es auch nur vermeintlich) zu der Gewalt in Israel und dem Krieg in Gaza einnimmt.

Accad möchte die internationalen Netzwerke der NEST weiter aufbauen, neue Studierendenkreise erschließen, die NEST noch stärker auf die regionale und internationale theologische Landkarte bringen. Wir wünschen ihm dazu unendlich viel Kraft und Gottes reichen Segen!

Uwe Gräbe

Beirut/EMS. Die Krisen im Libanon haben für die evangelische Schularbeit gravierende Folgen. So musste die Nationale Evangelische Kirche von Beirut (NECB) ihre Schule im Stadtzentrum von Beirut bereits vor zwei Jahren schließen. Das Projekt eines evangelischen Berufsbildungszentrums in Abay wurde eingefroren. Neben der Johann-Ludwig-Schneller-Schule bleibt der NECB nur noch das Nationale Protestantische College (NPC) in Kfarshima am südöstlichen Stadtrand von Beirut. Und auch diese Einrichtung war zuletzt in eine bedenkliche Schiefelage geraten.

Es gab nur eine Alternative zur Schließung des NPC in Kfarshima: Die gesamte Einrichtung musste so nachhaltig gemacht werden, dass z.B. die Energiekosten komplett eingespart werden. Hier sprang die Evangelische Landeskirche in Württemberg ein. Zwar konnte sie keine regelmäßige Bezuschussung des NPC übernehmen. Aber mit Entwicklungsgeldern hat sie eine Photovoltaikanlage und eine energetische Gebäudesanierung erheblich bezuschusst. Die neue Photovoltaik funktioniert bereits. Nun wird noch ein Gebäudeteil saniert. Die Weichen sind somit gestellt, dass die NECB auch weiterhin wertvolle Bildungsarbeit leisten kann und gleichzeitig zur Bewahrung der Schöpfung beiträgt.

Zwei Völker, ein Land

Kolonialismus und Israel sind ein Reizthema, mit dem man sich in westlichen Akademiker-Kreisen schnell ins Aus schießen kann. Rashid Khalidi wurde 1949 in New York als Sohn einer palästinensischen Nobilitäten-Familie geboren, die im Osmanischen Reich viel Einfluss hatte. Er hält den Edward-Said-Lehrstuhl für Modern Arab Studies an der Columbia University in New York. Aufgrund seiner familiären Beziehungen und seiner akademischen Ausbildung war er sehr eng in politische Verhandlungen involviert, sei es bei der PLO, bei den Vereinten Nationen oder bei den Friedensverhandlungen in den 1990er Jahren. Er hat Zugang zu den Privatbibliotheken einiger der ältesten Familien in Jerusalem und hat viele Diplomaten und Unterhändler persönlich interviewt.

In „Der hundertjährige Krieg um Palästina“ analysiert er den Nahostkonflikt vom Ende des Osmanischen Reiches bis heute. Sein Ausgangspunkt dabei ist, dass der Zionismus von Anfang an eine koloniale Grundidee war: Ein Volk ohne Land strebte nach einem eigenen Land, um so zu einer Nation zu werden. Dieses Land war allerdings von anderen Menschen bereits besiedelt, deren Rechte und Bedürfnisse dem eigenen Nationalstaatsprojekt im Wege standen. Realisiert werden konnte dieses nur, weil die Mächtigen der jeweiligen Zeit – zuerst die Briten, später die USA – die Idee von einem Staat für das jüdische Volk im Heiligen Land politisch und mit Waffengewalt unterstützten und es bis heute tun.

Sechs Etappen macht Khalidi dabei aus. „Kriegserklärungen“ nennt er sie. Gemeint sind die britische Mandatszeit, die Staatsgründung Israels, der Sechs-Tage-Krieg, die Bombardierung und Besetzung



Rashid Khalidi

**Der hundertjährige Krieg
um Palästina**

Eine Geschichte

von Siedlerkolonialismus
und Widerstand

Unionsverlag, Zürich 2024

384 Seiten, 26 Euro

Beiruts, die erste Intifada, und die zweite Intifada mit den verschiedenen Kriegen gegen Gaza. Das englische Original seines Buches erschien 2020. Für die deutsche Übersetzung, die im Frühjahr 2024 erschienen ist, hat Khalidi noch ein Kapitel zum 7. Oktober und dem Krieg in Gaza geschrieben. Für ihn ist dies nicht nur die blutigste und tödlichste Etappe eines mehr als hundertjährigen Konflikts, sondern auch die traurige Bestätigung seiner These vom Staat Israel als einem unvollendeten kolonialistischen Projekt, das nur mit extremer Waffengewalt und der Unterstützung der Hegemonialmacht USA aufrechterhalten werden kann.

Man kann Khalidis Lesart des Konflikts nicht als rein ideologisch gefärbt abtun. Zu viele historisch belegte Fakten führt er an. Eine blinde pro-palästinensische Haltung kann man ihm auch nicht vorwerfen. Dafür ist seine Kritik an den palästinensischen Führern zu deutlich. Mit seiner These von Israel als einem kolonialistischen Siedlungsprojekt will Khalidi vielmehr eine Tür in eine friedliche Zukunft für alle Menschen zwischen Jordan und Mittelmeer aufstoßen. Beide Völker fühlten sich schließlich dem Land verbunden, was nicht hinterfragt werden dürfe. Nur seien sie eben rechtlich unterschiedlich aufgestellt. Dies gelte es zu ändern. „Die wahre Natur des Konflikts muss deutlich werden – dies ist ein notwendiger Schritt, wenn Palästinenser und Israelis in eine postkoloniale Zukunft übergehen wollen,

in der nicht ein Volk das andere mit externer Unterstützung unterdrückt und verdrängt“, schreibt er am Ende und fordert gleiche Rechte für beide Völker. Man wünscht sich, dass er auf allen Seiten Gehör findet.

Katja Dorothea Buck

Antworten in heiklen Zeiten

In „Kein Land in Sicht“ beantwortet Johannes Zang rund hundert Fragen rund um Gaza und die Hamas. So stellt er sich beispielsweise die Frage, ob schon einmal jemand wegen der Hamas politisches Asyl bekommen hat – und erzählt dann die Geschichte von einem Palästinenser aus dem Gaza-Streifen, der 1996 an Demonstrationen gegen die Hamas teilgenommen hat, woraufhin er vor der Hamas untertauchen und schließlich fliehen musste. Oder er beantwortet die simple Frage, ob man in Gaza auch Bier oder Wein kaufen kann – vermutlich eine Frage, die ihm bei seinen Vorträgen zum Heiligen Land aus dem Publikum gestellt wurde. Zang kontert geschickt mit der Gegenfrage, ob der oder diejenige eine Brauerei gründen würde, wenn 99 Prozent der Bevölkerung aufgrund einer religiösen Vorgabe gar keinen Alkohol trinken darf.

Es sind die alltagsbezogenen Fragen rund um Gaza, die das Buch interessant machen. Dabei wird deutlich, wie Zang arbeitet. Immer in Bezug zu den Menschen, sei's zu seinem Publikum in Deutschland, sei's bei seinen Recherchen vor Ort. Es sind Menschen hier und dort, die ihm die Fragen stellen, aber auch die Antworten geben.

Bei allgemeinen Fragen, rund um den aktuellen Krieg in Gaza, geraten ihm die Antworten allerdings manchmal etwas zu plakativ und zu knapp, wie zum Bei-



Johannes Zang

Kein Land in Sicht?

Gaza zwischen Besatzung,
Blockade und Krieg

PapyRossa Verlag, Köln 2024

279 Seiten, 19,90 Euro

spiel bei der Frage, ob Israel Hunger als Kriegswaffe einsetzt. Auf knapp zwei Seiten zitiert er Stimmen von Menschenrechtsorganisationen und den UN-Hilfsorganisationen, die genau dies sagen, erzählt die Geschichten von Menschen, die ihren ganzen Tag damit verbringen, Essen für ihre Kinder aufzutreiben, um am Ende mit ein bisschen Gras und dreckigem Wasser dazustehen, um dann mit einem allgemeinen Appell an die deutsche Außen- und Entwicklungspolitik zu schließen. Oder die Antwort auf die Frage, ob das israelische Militär Palästinenser vor der Bombardierung warne. Dafür trägt Zang die Ergebnisse von Forensic Architecture zusammen, dass es solche Vorwarnungen nicht immer gegeben habe. Was aus solchen Ergebnissen folgt, lässt er offen. Schließlich hält der Krieg noch an. Das Frage-Antwort-Format, das bei den alltagsbezogenen Fragen gut funktioniert, springt hier zu kurz und bedient das allgemeine Gefühl der Hilflosigkeit.

Zang setzt sich mit seinem Buch dafür ein, dass hierzulande auch palästinensische Stimmen gehört werden und widmet sein Buch Freunden und Bekannten vor Ort. Das ist ein hehres Anliegen. Ob er damit allerdings Menschen überzeugt, die sich ganz klar auf die Seite Israels stellen, muss sich zeigen. Zu stark sind die ebenfalls faktenbasierten Argumente und menschlichen Geschichten der anderen Seite.

Katja Dorothea Buck

17.11.

Herzliche Einladung

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS) lädt alle Mitglieder und Freunde der Schneller-Arbeit ein zur Mitgliederversammlung 2024 am

Sonntag, 17. November 2024

in die Evangelische Johanneskirche in Karlsruhe-Ettlingen, Friedrichstraße/ Ecke Albstraße

10:00 Gottesdienst

Voraussichtlich mit Pfarrer Dr. Habib Badr aus Beirut

11:30 Mitgliederversammlung, Teil 1

Mit Berichten aus den Schneller-Schulen

12:30 Mittagessen

Gemeindehaus, Friedrichstraße 43

14:00 öffentlicher Festvortrag

Pfarrer Dr. Khaled Freij, Direktor der TSS:

„Kinderschutz und Herausforderungen des Internatslebens in Zeiten von Krieg und Krisen“

mit anschließender Podiumsdiskussion, bei der auch die neue Direktorin der Johann-Ludwig-Schneller-Schule, Odette Haddad Makhoul, dabei sein wird.

15:15 Mitgliederversammlung, Teil 2

Regularien

Gegen 16:15: Abschluss und Reisesegen

Alle Mitglieder des EVS erhalten noch eine ausführliche und schriftliche Einladung zur Mitgliederversammlung.

NEU: Digitaler Newsletter

Die Schneller-Redaktion freut sich, ihren Leserinnen und Lesern nun auch ein kostenloses digitales Abonnement des Schneller-Magazins anbieten zu können. So verpassen Sie keine Ausgabe mehr!

Mit einem digitalen Abonnement erhalten Sie jede Ausgabe am Tag ihres Erscheinens per E-Mail als PDF und als E-Book-Link. Scannen Sie einfach den QR-Code für die englische oder die deutsche Ausgabe und füllen Sie das entsprechende Formular aus. Dann sind Sie ab der nächsten Ausgabe abonniert.

Sie können sich auch ohne QR-Code über folgende Links anmelden.

Für das deutsche Magazin:

<https://schneller-schulen.ems-online.org/abo>

Für das englische Magazin:

<https://schneller-schulen.ems-online.org/en/subscription>

Der Newsletter kann jederzeit gekündigt werden. Bei jeder Benachrichtigung erhalten Sie auch einen Link zur Abmeldung. Wir freuen uns über zahlreiche Abonnentinnen und Abonnenten!



Briefe an die Redaktion

Zu Schneller Magazin 2-2024

Ich möchte Uwe Gräbe ganz herzlich für seinen Artikel auf Seite 4 danken! Mit sehr eindrücklichen und klaren Worten hat er einen anderen Blick auf die Situation im Heiligen Land geworfen und dabei die Menschen auf beiden Seiten des Konfliktes, wie ich finde sehr ausgeglichen, in den Mittelpunkt gestellt.

Mir wurde beim Lesen des Artikels erst so richtig bewusst, dass dieser „Konflikt“ von nahezu allen zurückliegenden Konflikten im Heiligen Land sich in seiner Tragweite deutlich unterscheidet. Und dass es dieses Mal wohl sehr lange dauern wird, bis es wieder eine Annäherung oder gar ein gegenseitiges Verstehen und Akzeptieren geben wird.

Bernhard Scheurenbrand, Berlin

Abschied

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) nimmt Abschied von Pfarrer **Hans-Ulrich Dapp**, der am 5.2.2024 verstorben ist. Als junger Mann war er Praktikant an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon und dann zeit seines Lebens der Schneller-Arbeit verbunden.

Auch von **Adelheid Köberlin**, verstorben am 23.4.2024, muss der EVS Abschied nehmen. Sie war von 1968 bis 1971 als Erzieherin an der JLSS tätig. Der EVS verliert mit ihr eine treue Freundin.

Korrektur

In unserer letzten Ausgabe SM 2-2024 haben wir beim Interview auf Seite 16-19 zum digitalen Reisen in den Nahen Osten vergessen, den Namen unseres Interviewpartners zu nennen. Das möchten wir an dieser Stelle nachholen. Das Gespräch fand mit Christoph Dinkelaker statt, einem der Gründer des Berliner Reiseanbieters Al-Sharq. Wir bitten um Entschuldigung!

139. Jahrgang, Heft 3, September 2024

Herausgeber:

Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS)
in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich),
Dr. Uwe Gräbe, Joscha Quade

Übersetzungen aus dem Englischen:
Katja Dorothea Buck

Vogelsangstraße 62 | 70197 Stuttgart

Tel.: 0711 636 78 -39 | Fax: 0711 636 78 -45

E-Mail: evs@ems-online.org | www.evs-online.org

Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: keipertext.com | Martin Keiper

Druck: Druckerei Maier GmbH, Rottenburg
Auflage: 8.600

Kontaktadresse Schweizer Verein für die
Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS):

Pfr. Ursus Waldmeier, Rüt mattstrasse 13, CH-5004 Aarau
Spendenkonto Post: CH62 0900 0000 4001 1277 8
Spendenkonto Bank: CH47 8080 8001 8975 0443 1
info@schnellerschulen.org | www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich.
Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag
als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf



*Wir warten aber auf einen neuen Himmel
und auf eine neue Erde nach seiner Verheißung,
in denen Gerechtigkeit wohnt.* 2. Petrus 3,13



**EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen**

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 636 78-39



Der EVS ist Mitglied in der
Evangelischen Mission in Solidarität e.V.

**Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.
Sie freuen sich, wenn Sie diese Arbeit unterstützen.**

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37